

narchen genügt haben, Auftrag und Werk repräsentieren eine Zeit, die sich – ob katholisch oder protestantisch – nicht aus rein naturalistischen oder gar materialistischen Voraussetzungen verstand. Die Kunst des Frühbarock bejahte das Diesseits und lebte aus der Vision des Jenseits. Und wenn Georg Petel in dem von den Kaiserlichen belagerten Augsburg 1634 an der Pest starb, so hat er, wie die Kunst seiner Zeit ein Opfer des Dreißigjährigen Krieges, die gewaltige Vision dieser Welt und die zwiefache Orientierung seines Zeitalters mit dem Leben bezahlt. Er steht jedoch zugleich am Beginn der großen Kultur des bayerischen Barock.

Herbert Schade SJ

Rhythmisch-musikalische Erziehung tauber Kinder

Seit im Jahre 1954 Professor Dr. Karl Hofmarksrichter, Direktor der Taubstummen-Anstalt in Straubing, erstmals 20 taube Kinder vor Teilnehmern an einer Taubstummenlehrer-Tagung in München auf Instrumenten, wie sie für das Orff-Schulwerk verwendet werden, spielen ließ, ist in mehr als einem Drittel der deutschen Taubstummeninstitute rhythmisch-musikalische Erziehung in den Unterrichtsplan aufgenommen worden¹. Wie stark das Interesse an dieser Art der Erziehung auch außerhalb der Bundesrepublik in Österreich, der Schweiz und Luxemburg inzwischen geworden ist, zeigte der Besuch eines Kurses, den Prof. Hofmarksrichter für Taubstummenlehrer und -lehrerinnen in der Zeit vom 16. bis 23. Juli auf Einladung des Orff-Institutes in Salzburg gehalten hat².

Der Unterricht in Taubstummeninstituten gilt in erster Linie der Umgangssprache. Ihre ursprüngliche Härte und Eintönigkeit zu modifizieren, hat sich die Einbeziehung rhythmisch-musikalischer Elemente als sehr nützlich für die Erziehung erwiesen. Doch wie, wenn das wichtigste Kontrollorgan für die Sprachmelodie, das Ohr, ausfällt? Zwar werden heute durch Gehörsuntersuchungen mittels eines Elektronen-

gerätes, des sog. Audiometers, wesentlich mehr Hörreste als früher aufgedeckt, über die Ansprache dieser Hörreste hinaus aber bieten Tast- und Vibrationssinn tauber Menschen dem Erzieher Ansatzpunkte, um die Wand der Stummheit zu durchbrechen.

Ausschlaggebend ist dabei der „Anschlags-effekt“ eines Instruments. Wurde bei Stimmgabeluntersuchungen zwar der Ton nicht gehört, der „Anschlag“ der Stimmgabel aber registriert, so durften entsprechende Wahrnehmungen auch bei Instrumenten erwartet werden, die durch Anschlag zum Klingen kommen. Versuche und jahrelange methodische Arbeit haben Karl Hofmarksrichters Annahme bestätigt. Mit den im Orff-Schulwerk verwendeten Instrumenten wie Fell- oder Holztrommeln, Pauken, Xylophonen, Metallophonen, Glockenspielen u. a. sind erstaunliche Erfolge erzielt worden. Das bewies die Arbeit mit Kindern aus dem Taubstummeninstitut in Straubing. Wohl hatte Karl Hofmarksrichter in Vorträgen über „Die physiologische Voraussetzung für rhythmisch-musikalische Erziehung tauber Kinder“ und über „Rhythmisch-musikalische Erziehung gehörsgeschädigter Kinder als Teil einer gesamten musischen Erziehung“ die Kursteilnehmer mit dem Gedankengut seiner Arbeit vertraut gemacht, hatte auch in selbstaufgenommenen Filmen den Gang dieser Arbeit veranschaulicht, ihr ganzer Wert aber zeigte sich erst, als man Hofmarksrichter im Kreise „seiner Kinder“ sah.

Schon als ich die 12 Buben und Mädchen im Taubstummeninstitut Salzburg-Lehen abholte – dort hatte sie Direktor Ignaz Stöggel mit Zustimmung der Landesregierung gastfreundlich aufgenommen – beeindruckte mich ihre Heiterkeit und Zutraulichkeit. Sie verlor sich auch nicht einen Augenblick angesichts eines großen Zuhörerkreises. Hofmarksrichter begann mit ganz einfachen Versuchen. Hinter einem tauben Mädchen wurden drei Instrumente aufgestellt: ein Xylophon, eine kleine Pauke und ein Gong. Je nach Anschlag zeigte das Kind auf das be-

¹ Hofmarksrichter, Karl: Orff-Schulwerk in den Taubstummeninstituten, in Orff-Jahrbuch 1962, 58 ff. (Mainz) Schott's Söhne.

² Diese Zschr. 173 (1963/64) 310.

treffende Instrument. Das Mädchen bestimmte weiterhin bei mehrmaligen Anschlägen auch deren genaue Zahl. Unsicher wurde es nur einmal beim Gong. Sein Klang schwingt, im Gegensatz zum trockenen Klang von Xylophon und Pauke, von Anschlag zu Anschlag weiter, verschwimmt leicht und erschwert somit die Feststellung der Anschlagzahl. Über den „Anschlageffekt“ hinaus aber können Tonhöhenunterschiede durch differierende Vibrationserlebnisse bewußt werden: „Die Qualität der Vibrationsempfindungen ist bei total tauben Kindern für die verschiedenen Töne durchaus unterschiedlich. Nach einer kurzen Übungszeit vermögen auch diese Kinder die einzelnen Tonhöhen voneinander gut zu unterscheiden. Die verschiedenen Töne werden in verschiedenen Teilen des Körpers lokalisiert; hohe Töne werden bei total tauben Menschen „oben“, im Kopf, nämlich in dem Resonanzraum der Stirnhöhle und der Kiefernhöhlen empfunden, tiefe Töne in den wesentlich größeren Resonanzräumen des Brustkorbes und des Bauches. Durch diese Erfahrung wird das Bemühen um eine rhythmisch-musikalische Erziehung tauber Kinder auch physiologisch gerechtfertigt“ (Hofmarksrichter).

Mit der Wahrnehmung des Tonhöheunterschiedes, des Intervalls zwischen zwei Tönen, ist der erste Schritt getan ins Reich der Tonverbindungen. Zu deren Verdeutlichung zieht Hofmarksrichter die Verbindung von Klang und Bewegung heran, wie sie aus einfachsten Anfängen heraus im Orff-Schulwerk entwickelt wird. Großen Intervallen in langsamer, kleinen in schneller Folge entsprechen einfache Bewegungsabläufe aus der kindlichen Vorstellungswelt (Riesen, Elefant – große, langsame Schritte, weite Intervalle; Zwerge – kleine schnelle Schritte, enge Intervalle; Frosch – Hüpfen, punktierter Rhythmus usw.). Auch Lebensvorgänge, wie sie das Kind täglich beobachtet, werden klanglich umgedeutet, z. B. „Es regnet“. Für einen Knaben symbolisierte sich der Regen in gleichmäßigem Klopfen auf einen Ton (Xylophon), für einen anderen in mehreren, schnell aufeinanderfolgenden verschiedenen Tönen als springende Tropfen. Die Verbind-

dung charakteristischer Bewegungsmerkmale zu Bewegungsfolgen, dann das Spielen einfacher Kinderlieder auf Schulwerk-Instrumenten zeigte Hannelore Schmidt, eine Mitarbeiterin Karl Hofmarksrichters. Alle Bemühungen richten sich darauf, taube oder gehörgeschädigte Kinder vor der Gefahr der Vereinsamung zu bewahren. Die rhythmisch-musikalische Erziehung ist dabei nur ein Teilgebiet. Malen, Modellieren, Schnitzen tun ihre Dienste an ihrer Stelle, aber die Beschäftigung mit Geräuschen und Tönen, ihre Verbindung zu Tonfolgen und deren Wahrnehmungen leisten beim „Aufbau der Lautsprache“ wesentliche Hilfen. Sie sind um so bedeutsamer, als das taube Kind diese Hilfen nicht passiv entgegennimmt, sondern zu ihrem Entstehen durch sein Tun beiträgt. Mit diesem Tun aber ist es nicht mehr allein, es wirkt als Teil eines Ganzen, und sehr bald schärft sich die Empfindung dafür, wie man eine Sache tun muß, um im Rahmen des Ganzen bestehen zu können.

Für die Lehrer ergeben sich bei der rhythmisch-musikalischen Erziehung neben den psychologischen viele praktische Anforderungen. Sie gelten vor allem der sinngemäßen Behandlung des Instrumentariums. Darum hatte der Praktiker Hofmarksrichter dem theoretischen Teil des Kurses (Vorträge, Diskussionen) einen praktischen mit Demonstrationen, Einführung in die Praxis des Orff-Schulwerks und Bewegungsschulung zugesellt. Unter Leitung von Gunild Keetman, der langjährigen Mitarbeiterin Carl Orffs und Mitgestalterin des Orff-Schulwerks, und unter Mitarbeit von Friedrun Gerhäuser und Volker Deutsch (Orff-Institut) wurden die Kursteilnehmer mit Handhabung der Instrumente, deren Kombination zu Klangkomplexen, der Wechselwirkung zwischen Klang und Bewegung vertraut gemacht. Wieder bestätigte sich bei dieser Kursarbeit die Erfahrung, daß das Einfache, das Elementare, durchaus nicht immer „leicht“ ist, daß sich im Gegenteil gerade an ihm technisches Unvermögen am deutlichsten offenbart. Jedes Instrument klingt ja so, wie es gespielt wird. Wer nur hart zuschlägt, trifft allenfalls den Ton, aber der klingt dann noch lange nicht. Erst aus der Korrespon-

denz zwischen Körperhaltung und dem aus ihr resultierenden Anschlag werden Klänge hervorgehen, die in sich bestehen können, sich in schwingende oder vorwärtsdrängende Bewegungen umsetzen lassen. Wissen und Können sind im Laufe einer Woche weder erschöpfend zu vermitteln noch zu erwerben, aber Wege dazu konnten gezeigt werden und in den vielen Fragen, ob und wann wieder ein solcher Kurs gehalten werde, durften die Dozenten eine Anerkennung ihrer Tätigkeit sehen.

So verschieden die Kursteilnehmer nach Alter und Herkunft waren – Klosterschwestern, Lehrer und Lehrerinnen, junge, noch in Ausbildung stehende Menschen – das gemeinsame Tun, die zwingenden Persönlichkeiten Gunild Keetmans und Karl Hofmarksrichters ließen eine Gemeinschaft entstehen, deren tragender Gedanke, die Hilfe von Mensch zu Mensch, der Arbeit täglich neue Impulse gab.

Willibald Götz

Soziale Theorie der Wirtschaftssysteme¹

Der Buchtitel bedarf einer Erklärung. Man könnte vermuten, die Absicht des Verfassers sei, eine Theorie der Wirtschaft als Sozialprozeß vorzulegen und darzutun, was verschiedene Arten und Weisen des Wirtschaftens und Gestaltungen der wirtschaftlichen Ordnung („Systeme“) für die menschliche Gesellschaft insgesamt bedeuten. Gewiß, auch davon ist in diesem Werk die Rede; es enthält sogar sehr beachtliche Ausführungen dazu; nichtsdestoweniger ist das Thema ein ganz anderes. Unter „Wirtschaftssystemen“ versteht Heimann nicht alle erdenklichen, einigermaßen systematisch angelegten Arten des Wirtschaftens, sondern faßt diesen Begriff etwas eigenwillig sehr viel enger. Glücklicherweise macht er dem Leser das Verständnis leicht; so gestattet er ihm von vornherein, die abstrakten Ausführungen über den „Begriff des ‚Systems‘“ (25–33) als für das Verständnis entbehrlich zu überschlagen, und führt ihn geradewegs zu dem hin, was eine Wirtschaft in seinem Sinn zum „System“ er-

hebt, und damit zum Schlüsselbegriff seiner „sozialen Theorie“, nämlich zum Begriff des Überschusses.

Die Menschen können sich damit begnügen und haben sich die längste Zeit damit begnügt, die gewohnte, entweder als befriedigend empfundene oder aber nicht anders gekannte Lebenshaltung aufrecht zu erhalten; was dazu benötigt wurde, erwirtschafteten sie, aber auch nicht mehr – obendrein auch dies nur für die vorhandene Menschenzahl, nicht für einen Bevölkerungszuwachs. Eine solche Wirtschaft fügt sich als dienender Bestandteil in das menschliche Gemeinschaftsleben ein; bezeichnen wir den Gehalt dieser Gemeinschaft als Kultur, so macht auch die Wirtschaft nur einen Bestandteil dieser Kultur aus, wir können sie als „kulturelle Wirtschaft“ bezeichnen. So schön das klingt, so teuer ist der Preis, um den das „gute Leben“ in dieser „wohlgerundeten Gesellschaft“ erkaufte wird. Die Zahl der Menschen, die so leben können, ist in diesen starren Nahrungsspielraum eingezwängt; darum darf die natürliche Fruchtbarkeit nicht zu einer Vermehrung der Menschenzahl führen, sondern muß durch entsprechend hohe Sterblichkeit (oder Empfängnisverhütung oder Kindebstötung) immer wieder wettgemacht werden – nur aus dem Grunde, weil die Wirtschaft keinen „Überschuß“ erzielt und daher die Lebenshaltung bei gleicher Menschenzahl nicht gesteigert, bei wachsender Menschenzahl aber die gewohnte Lebenshaltung und letzten Endes nicht einmal das physiologische Existenzminimum aufrecht erhalten werden könnte.

Grundlegend anders verhält es sich, wenn sich die Wirtschaft emanzipiert, sich dem schlichten Dienst an der Erhaltung des „guten Lebens“ der „wohlgerundeten Gesellschaft“ entschlägt, stattdessen sich selbstherrlich macht und darauf verlegt Überschüsse zu erzielen, und diese zum Selbstzweck erhebt. Eine derart selbstständige Wirtschaft bedarf eigener Institutionen; indem sie sich institutionalisiert, konstituiert sie sich als „Wirtschaftssystem“. Damit

¹ Eduard Heimann, Soziale Theorie der Wirtschaftssysteme. Veröffentlichungen der Akademie für Wirtschaft und Politik Hamburg. Tübingen: Mohr 1963. gr. 8°, XII u. 341 S. Lw. 34,-.